

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 5

15. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. März 1951

INHALT: Europa: Die Schwierigkeiten der Einigung: politisch, militärisch, wirtschaftlich, geistig und religiös — Und dennoch: Eine christliche Aufgabe.

Titoismus unter den Kommunisten in der Schweiz: PdA-Funktionäre werden gesäubert — Vergebliche Bemühungen des kantonalen Parteitages — Aktionen gegen den Titoismus.

Werden wir zu Nomaden?: Die Flüchtlingsfrage ein Problem nicht nur der Vertriebenen, sondern auch der Vertreiber — Die geistige Gefahr: Entwurzelung und Nihilismus.

Wunder und Visionen?: Ueberwuchernder Wunderglaube — Grundsätzliche Wertung seitens der Kirche — Die kritische Haltung der Kirche.

Ex urbe et orbe: Frankreich: Rückgang des Kommunismus? — Die Filmfrage: Erkenntnisse und Forderungen — Die christlichen Konfessionen in Israel.

Buchbesprechung: Patristische Theologie. (Zur Neuauflage von B. Altaners Patrologie.)

Europa

Die europäische Frage findet wenig Interesse. Daran ändern auch die beschwörenden Formulierungen Churchills nichts und auch nicht die Bemühungen Bidaults, der in seinem Vortrag in der Aula der Universität Fribourg vom Schlaf der Europäer als dem gefährlichsten Feind gesprochen hat. Die Verhandlungen des Strassburger Europarates finden wohl ihr Echo in der Presse, aber kaum im Volk. Und Eisenhowers Verhandlungen um die Schaffung einer europäischen Armee werden als amerikanisches, nicht als europäisches Interesse gewertet. Man glaubt nicht an ein geeintes Europa. Und man ist ausserdem mit den eigenen, unmittelbar drängenden Aufgaben so sehr beschäftigt, dass man das andere als weniger dringlich hinausschiebt. Dabei kann in Wirklichkeit das Eigene gar nicht ohne den grossen Zusammenhang gelöst werden. Die europäische Frage ist für uns eine Schicksalsfrage.

Aber die Schwierigkeiten, die sich einem geeinten Europa entgegenstellen, waren vielleicht nie so gross wie heute.

Da sind zuerst die politischen Schwierigkeiten. Der eiserne Vorhang spaltet unseren Kontinent in zwei Hälften, die zusammengehören und die man augenblicklich nicht zusammenbringen kann. Damit ist Europa aktionsunfähig und ist zugleich der Zankapfel und das militärische Vorgelände der beiden um die Weltherrschaft ringenden Mächte. So ist die europäische Situation, weltpolitisch gesehen, fast hoffnungslos. Dazu kommen die politischen Spannungen im Inneren dieses Kontinents. Seine verschiedenen Staaten sind politisch völlig verschieden gebaut. Neben den spanischen und portugiesischen Diktaturen steht das demokratische Frankreich, in welchem ständig eine Regierung die andere ablöst. In England herrscht eine Partei, deren zahlenmässige Überlegenheit im Parlament so schwach ist, dass das politische Regime bei jeder Abstimmung gefährdet ist. Und Deutschland und Österreich können über ihre Gesckicke überhaupt nicht selbständig befinden, weil fremde Armeen und fremde Hochkommissare die Entscheidung geben. Und was für ein politisches Gesicht soll das geeinte Europa haben? Ein Bundesstaat kann es nur wer-

den, wenn die Einzelstaaten auf ihre Souveränität verzichten, was nicht in Frage kommt. Ein Staatenbund wird es nur dann, wenn ein Teil der Souveränität geopfert wird. Wo sind dann die Grenzen der Selbständigkeit und wie steht ein neutraler Staat wie die Schweiz in der Mitte eines europäischen Staatenbundes? Es wagt niemand so recht, an diese schwierige Frage heranzutreten, weil man weiss, mit welcher Empfindlichkeit darauf reagiert wird.

Militärisch ist nicht nur die Frage einer einheitlichen Führung ausserordentlich schwierig und heikel, sondern auch die militärischen Kräfte sind zum grossen Teil schwach. Die französischen und italienischen Armeen sind im Krieg geschlagen worden, die deutsche ist vernichtet, die Waffenschmiede an der Ruhr ist zerstört, und man ist sich nicht einig, ob man Deutschland entmilitarisieren oder remilitarisieren soll. Eine nur halb aufgerüstete Armee ist aber schlimmer als gar keine, denn sie lockt den Gegner zum Angriff und bietet Anlass zu Zerstörung und Vernichtung.

Dazu kommen die kaum abzutragenden geschichtlichen Hypothesen. Fast alle europäischen Staaten haben miteinander im Krieg gelegen. Viele Wunden sind nie ganz vernarbt. Unser Kontinent ist von Schlachtfeldern bedeckt. Die Geschichte eines jeden europäischen Volkes ist eine Geschichte von blutigen Kriegen, Siegen und Niederlagen. Hüben und drüben sind Gebirge von Vorurteilen und Misstrauen aufgehäuft, die auch beim besten Willen und allen Verständigungsversuchen nicht ganz verschwinden. Man hat zuviel Enttäuschungen erlebt und ist zu oft vergewaltigt, übervorteilt und hintergangen worden. Man kann nicht jahrzehntelang Hass und Abneigung schüren, ohne dass sich die Spuren tief eingraben.

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Europas sind nicht geringer. Der Kontinent ist verarmt. Zwei Weltkriege, die im wesentlichen auf seinem Boden ausgetragen wurden, haben seine Wirtschaft erschüttert. Seine Städte sind vielfach zerstört, seine Produktion gelähmt. Der Wiederaufbau schreitet nur langsam vorwärts. England, Italien und Holland haben

ihre Kolonien und damit die Quellen ihres Reichtums zu einem grossen Teil verloren.

Ein weiteres Hindernis sind die geistigen Unterschiede. Sie bewirken, dass das Trennende grösser scheint als das Einigende. Schon die sprachliche Verschiedenheit ist auf dem kleinen europäischen Raum ausserordentlich gross und bewirkt, dass man in einem Land die geistigen Vorgänge der anderen Länder vielfach nicht oder zu wenig verfolgt. Und hinter den sprachlichen Verschiedenheiten birgt sich eine verschiedene Geisteshaltung. Wie schwer versteht ein Engländer die Art eines Italieners, ein Spanier die eines Schweden oder Norwegers! Und welches geistige Profil soll das neue Europa haben? Die einen wollen ein sozialistisches, die andern ein liberales, die dritten ein kommunistisches und die vierten wieder ein anderes Europa.

Und schliesslich kommt, last not least, die religiöse Spaltung. Sie hat in Europa grössere Bedeutung als in andern Kontinenten, weil die Reformation und Gegenreformation nicht nur in geistigen Kämpfen, sondern in blutigen Bürgerkriegen zum Austrag gekommen sind. Und die Entchristlichung durch den neuzeitlichen Atheismus hat die inneren geistigen Kräfte gelähmt und die Menschen einander entfremdet.

So steht ein auf allen Gebieten behindertes, erschüttertes und zerrissenes Europa vor der fast unlösbaren Aufgabe, eine Einigung zu finden, und zwar so, dass es sich weder der einen noch der anderen aussereuropäischen Weltmacht verschreibt, sondern seine Selbstständigkeit wahrt, wo es doch zugleich in wirtschaftliche, militärische und zu einem grossen Teil auch politische Abhängigkeit geraten ist. Muss man sich wundern, dass die grosse Masse diesem Versuch mit einer lähmenden Gleichgültigkeit und fast unüberwindlichen Hoffnungslosigkeit gegenübersteht?

Und doch muss die Aufgabe in Angriff genommen werden. Und zwar nicht nur aus Selbsterhaltungstrieb und aus politischen, militärischen und wirtschaftlichen Überlegungen, sondern auch — und das soll hier besonders betont werden — vom christlichen Standpunkt aus.

An einer Einigung Europas mitzuarbeiten, ist eine christliche Aufgabe. Denn Europa ist der Nährboden des Christentums. Zwar ist Gott nicht in Europa Mensch geworden, sondern im Heiligen Land. Und dieses liegt nicht zufällig an der Grenzscheide zwischen Afrika, Asien und Europa. Das Christentum ist auch nicht ein typisch europäisches Gebilde, sondern es ist Weltkirche. Der Herr ist für alle Menschen und alle Völker gestorben, und darum geht die Sendung an alle Nationen. Aber das Christentum hat dann zuerst und am stärksten in Europa Fuss gefasst. Durch Paulus in den griechischen Gemeinden, durch Petrus in Rom. Es hat seine geistige Form, die Ausgestaltung seiner Lehre durch die griechische Philosophie und den Ausbau seiner gesetzlichen Form durch die Hilfe des römischen Rechtes empfangen. Griechischer Geist, römische Zucht und germanisch-mittelalterliche Kultur haben nachhaltig auf die Gestalt des Christentums eingewirkt. In Europa ist auch die gottesdienstliche Form, das liturgische Gewand der Kirche, gestaltet worden, in Griechenland sowohl

wie in Gallien und Spanien. Die grossen Orden der Kirche sind grösstenteils auf dem Boden des Abendlandes gewachsen: Benediktiner wie Franziskaner, Dominikaner wie Jesuiten, Karthäuser, Trappisten, usw. Die anfänglich etwas bizarren, ungebärdigen Formen des Mönchtums der ägyptischen Wüste haben in Europa Zucht und geordnete Gestalt angenommen. In Europa sind auch alle grossen caritativen Bewegungen und Institutionen geschaffen worden. Von Europa sind die grossen missionarischen Impulse ausgegangen. Und der Boden Europas ist getränkt vom Blut der Martyrer. Vor allem aber ist Rom von Petrus bis heute der Sitz der Leitung der Kirche Christi gewesen und geblieben. Gerade die Massen, die aus allen Kontinenten im Heiligen Jahr nach Rom gepilgert sind, haben die Strahlungskraft des europäischen aber christlichen Rom aufgezeigt.

Lässt sich das Christentum nicht aus der europäischen Geschichte wegdenken, so lässt sich andererseits europäische Geisteshaltung nicht vom Christentum loslösen, so stark ist die formgebende Kraft und Auswirkung gewesen. Zerfällt der europäische Nährboden, so geht zwar das Christentum nicht zugrunde, denn es ist Gotteswerk und darum von menschlichen Faktoren seinsmässig nicht abhängig. Aber der Verlust dieses Nährbodens wäre für das Christentum eine nicht auszudenkende Schädigung. Wir haben somit vom Christlichen her die Pflicht, diesen Nährboden zu erhalten und zu erneuern. Ein gesundes Europa wird auch für die Kirche eine geistige Erneuerung und Verjüngung bedeuten.

Dazu kommt ein Zweites. Es geht heute um die Welt als Einheit. Also um die Formung und Gestaltung einer geeinten Menschheit. Jedes grössere Ereignis, auf politischem, wirtschaftlichem oder geistigem Gebiet, wird nicht nur auf der ganzen Welt registriert, sondern hat für die Menschheit spürbare Auswirkungen. Jede grosse Bewegung wird Weltbewegung. Die Weltgeschichte im eigentlichen Sinn dieses Wortes hat nun begonnen und ist bereits in vollem Gang. Einigung Europas ist somit nur Teil eines grösseren Ganzen, Funktion in einem grösseren Zusammenhang. Die Weltkirche ist an dieser Einigung der Welt wesentlich interessiert und beteiligt. Ihre Sendung ergeht an die ganze Welt. Alle Völker haben in ihr grundsätzlich Raum und Recht. Sie ist weder rassistisch noch völkisch bestimmt. Darum kann und wird sie neben ihren europäischen Formelementen auch andere annehmen ohne aber jene preiszugeben. In diesen Zusammenhang ist die Anstrengung für ein geeintes Europa zu stellen. Man wird aber das Ganze nicht gestalten können, wenn die Teile nicht lebenskräftig sind. Gerade weil das Christentum nicht identisch ist mit Europäismus, und gerade weil es heute in die asiatische und afrikanische Welt vorstösst und dort ungeheure Aufgaben übernimmt, ist es wichtig, auch das europäische Christentum zu festigen und zu erneuern. Es wird nur dann die neuen Elemente sich organisch eingliedern und assimilieren können, wenn es in seinem bisherigen Bestand gesund und kräftig ist. Darum ist die Gestaltung eines christlichen Europa eine Aufgabe, an der kein Katholik gleichgültig vorübergehen kann. Es geht hier nicht nur um Politik, sondern um eine Menschheitsaufgabe, zu deren Lösung das Christentum mitaufgerufen ist.

Titoismus unter den Kommunisten in der Schweiz

In Italien sind Anfang Februar dieses Jahres zwei bedeutende und über Anhang verfügende Kommunistenführer, Magnani und Cucchi, aus der Kommunistischen Partei Italiens ausgetreten, weil sie auch als internationalistische Kommunisten die nationalen italienischen Interessen nicht den nationalen russischen Interessen unterordnen oder gar opfern wollten. Sie handelten dabei weder im Auftrage Titos, des kommunistischen jugoslawischen Staatschefs, noch in Abhängigkeit von ihm, aber in Nachahmung seines Verhaltens gegenüber Moskau und der in Moskaus Diensten stehenden Kominform. Ihr Verhalten wurde von den Stalinkommunisten als Titoismus bezeichnet. — Aus ähnlichen Motiven haben sich, ebenfalls erst vor wenigen Wochen, Abspaltungen von der KP Hollands und der KP Westdeutschlands (in Düsseldorf) vollzogen. — Auch in Frankreich mottet innerhalb der KP der Titoismus. Zu den aufsehenerregenden, in ausländischen Zeitungen (z. B. in der «Nation» vom 10. Januar 1951) veröffentlichten Mitteilungen über kommunistische Umsturzpläne in Frankreich sagen Sachverständige, es handle sich um Publikationen echter kommunistischer Dokumente. Zur Erklärung fügen sie bei: In der KP Frankreichs gibt es titoistische Elemente, die die Aufgabe des französischen Kommunismus nicht darin sehen, einfach den Truppen der russischen Roten Armee die Grenzen des Landes zu öffnen. Sie halten den Zeitpunkt zur offenen Revolte noch nicht für gekommen, um jedoch die Pläne der stalintreuen Parteiführung jetzt schon zu durchkreuzen, lassen sie dieselben in ausländischen Zeitungen erscheinen. — So zeigen sich da und dort innerhalb der kommunistischen Parteien titoistische Abspaltungen und Strömungen, die zwar nach wie vor kommunistisch bleiben, aber die allzu tyrannischen Methoden der Kominform und die allzu weitgehende Moskauhörigkeit der KP nicht länger ertragen wollen.

Ungefähr um die gleiche Zeit hatte sich die PdA des Kantons Zürich mit Spaltungerscheinungen auseinanderzusetzen, die im deutschschweizerischen Organ der Partei ausführlichst behandelt werden mussten. Dreht es sich auch in der Schweiz um titoistische Erscheinungen?

PdA-Funktionäre werden gesäubert

In einem Ausschlussverfahren, das sich von Mitte Januar bis Mitte Februar hinzog, wurden drei bedeutende Funktionäre aus der PdA des Kantons Zürich ausgeschlossen. Bei zwei von ihnen handelt es sich um prominente Figuren, beim dritten um eine populäre Gestalt. Otto Brunner in Zürich, von Beruf Monteur, war die populärste Figur in der revolutionären sozialistischen Arbeiterschaft der deutschen Schweiz. In der alten KP Schweiz war er Mitglied des Exekutivkomitees, in der neuen PdA hohes Vorstandsmitglied. Als Vertreter sowohl früher der KP, wie später der PdA, war er in Zürich Gemeinderat und Kantonsrat. Zu Zeiten der KP war er wiederholt Nationalrats-Kandidat und noch vor wenigen Jahren vereinigte er bei einer Regierungswahl im Kanton Zürich über 50 000 Stimmen auf sich. Der Name Otto Brunners war so eng verbunden mit der Teilnahme einiger hundert Schweizer am spanischen Bürgerkrieg auf seiten der Volksfront, dass Max Wullschleger, der heutige Redaktor der Arbeiter-Zeitung in Basel, eine 1939 erschienene Broschüre: «Schweizer Freiwillige in Spanien» praktisch ihm, Major und Kommandanten des «Thälmann-Bataillons» widmete. Heinrich Gruebler war Präsident der Sektion Zürich 4 der PdA und ebenfalls Kantonsrat; im übrigen stand er mehr an der kulturellen Front als Referent, Lehrer der «Marxistischen Arbeiterschule» («Masch») und Redaktor der «Frei-

heit». Ernst (genannt Johnny) Linggi, zwar weniger bedeutend aber sehr populär, war auch Spanienfahrer und bekleidete verschiedene Funktionärsposten in der PdA.

Der Vorgang der Säuberung vollzog sich so, dass am 8. Januar die Geschäftsleitung der PdA des Kantons Zürich, gestützt auf Bericht und Antrag von PdA-Mitgliedern aus dem Zürcher Oberland, beschloss, die genannten drei mit sofortiger Wirkung ihrer Parteifunktionen zu entheben und den Partei-Sektionen, denen sie angehören, den Ausschluss aus der Partei zu beantragen. Der Beschluss wurde am 10. Januar im «Vorwärts» publiziert unter summarischer Angabe der Gründe. — Die Mitgliederversammlung der Partei-Sektion Zürich 4 hat dann am 16. Januar Heinrich Gruebler mit 28 gegen 27 Stimmen aus der Partei ausgeschlossen. Dagegen hat die Sektion Zürich 9 der Partei den Antrag der Parteileitung bezüglich O. Brunner und E. Linggi in ihrer Versammlung vom 24. Januar mit 31 gegen 27 Stimmen abgelehnt. — Am 27. Januar trat der Vorstand der Kantonalpartei zusammen und beschloss den Ausschluss von O. Brunner und E. Linggi und bestätigte den durch die Kreispartei Zürich 4 vollzogenen Ausschluss von H. Gruebler. — Dieser Beschluss wurde dann an zwei Delegierten-Versammlungen der PdA der Stadt Zürich in Anwesenheit von O. Brunner diskutiert und bei der Abstimmung mit 94 gegen 7 Stimmen und 2 Enthaltungen gebilligt. Eine Konferenz der Landsektionen tat das ebenfalls und zwar einstimmig. Durch diese Reihe von Massnahmen sind die drei kommunistischen Funktionäre ausserhalb ihrer Partei und damit auch ausserhalb der Kominform gestellt.

Anlass zu diesem scharfen Eingreifen war die von der Parteileitung gemachte Feststellung, dass O. Brunner, H. Gruebler und E. Linggi am 6. Januar 1951 heimlich an einer Sitzung mit einem aus der PdA ausgeschlossenen Kreis um Rudolf Hofmann im Zürcher Oberland teilgenommen und die Bildung einer gegen die PdA gerichteten Gruppe beschlossen hatten. Davon hatte die Parteileitung Wind bekommen und sofort zugeschlagen.

Solche Massnahmen haben immer eine Vorgeschichte. Hier besteht die Vorgeschichte so ziemlich im «Fall Otto Brunner». Otto Brunner verdankte seine Popularität in den deutschschweizerischen kommunistischen Reihen seiner derben revolutionären Sprache und seinem Drang nach Taten. Seinem proletarischen Klasseninstinkt waren die Gebildeten verhasst, auch wenn sie Mitglieder der KP waren und zumal als sie gegen Ende des zweiten Weltkrieges in der PdA obenaufschwangen und den Volkstribunen «Otti» Brunner beehrten, er müsse sich im Marxismus-Leninismus besser bilden, bevor er wieder öffentlich reden könne. Sein Groll machte sich Luft, als der grosse Hofmaier- und der kleinere Woog-Skandal bekannt wurden. Er betrieb lärmig den Ausschluss Hofmaiers aus der Partei und kritisierte Woog, ohne für dessen Verteidigung einen Finger zu rühren. Die Parteileitung war Brunner gegenüber machtlos, weil er die Stimmung der Proleten für sich hatte. Brunner kritisierte 1948 aber auch das Vorgehen der Kominform gegen Tito und die KP Jugoslawiens und lehnte die Billigung des Vorgehens der Kominform durch die Parteiorgane der PdA ab. Er tat das noch, als andere Kritiker in der PdA bereits den neuen Wind aus Moskau verspürt hatten und verstummt waren. Ja, er war so «naiv», nach der Meuterei Titos noch nach Jugoslawien zu reisen. Er hat sich dann freilich dazu bringen lassen, die Stalintreue öffentlich, auch in der PdA-Presse neu zu beschwören und seine Fehler zu bekennen.

Im Jahre 1949 trat eine Gruppe um Rudolf Hofmann im

Zürcher Oberland aus der PdA aus, mit Berufung auf die Kritik Brunners und Grüebler und der formellen Begründung, sie sei mit den tyrannischen Methoden in der Kominform und der Moskauhörigkeit der PdA nicht mehr einverstanden. Brunner liess sich auch jetzt nochmals zwingen, Hofmann und seine Gruppe nach aussen hin zu verurteilen. Er war aber bereits bereit, sich für eine neue Parteibildung mit Linksozialisten zur Verfügung zu stellen. Nur sollte in der Öffentlichkeit erst nach den Zürcher Kantonsratswahlen 1951 gehandelt werden. Bei diesen Wahlen erwartete Brunner nämlich einen starken Rückgang der PdA im Kanton. Die Schuld am Rückschlag wollte er den «intellektuellen» Führern der Partei geben, die keinen «Kontakt mit den Massen» haben. Mit diesem Argument wollte er dann für die neue Partei werben.

Die Geschäftsleitung der PdA ist ihm aber zuvorgekommen und hat ihn und seine beiden Hauptkomplizen noch vor den Wahlen gesäubert.

Vergebliche Bemühungen des kantonalen Parteitages

Die Parteiorgane der PdA Zürich wussten schon lange, dass um Brunner herum eine titoistische Bewegung im Kommunismus in der Schweiz entstehen könnte, wie in anderen Ländern bereits im Schoss der kommunistischen Parteien solche Bewegungen in Bildung begriffen waren. Gemäss den Weisungen der Kominform wollten sie mit einem kantonalen Parteitag im Juni 1950 vorbereiten.

Das festgestellte Übel wurde im Beschluss des Parteitages so ausgedrückt: «Es grassieren in unserer Partei noch allzuhäufig durchaus bürgerliche und sozialdemokratische Auffassungen über die sog. Meinungsfreiheit, wonach es zulässig sein soll, unbeschränkt und jederzeit alle möglichen Auffassungen in der Partei zu propagieren, die mit den Prinzipien des Marxismus-Leninismus nicht das geringste zu tun haben».

Das Heilmittel sollte in der genauen Durchführung eines «Demokratischen Zentralismus» bestehen. Demokratischer Zentralismus will besagen, demokratische Wählbarkeit aller leitenden Organe von unten nach oben, vollständige Freiheit der Diskussion in der Partei bis zur Entscheidung einer Frage, aber strikte Verbindlichkeit nach der Entscheidung auch für die Parteimitglieder, die nicht zugestimmt haben. Dabei sollten nicht bloss die Beschlüsse des Parteitages absolut verbindlich sein, sondern auch die vom Parteivorstand und der Parteileitung ausgehenden Befehle.

Auf diese Weise sollte eine «ideologische und politische Festigung der Partei» erreicht und der «Charakter einer Partei von neuem Typus» erworben werden. Die Partei sollte so, «von einem einheitlichen Willen und von stärkster Disziplin geleitet», fähig sein, «ihrer historischen Aufgabe, die Arbeiterklasse im Kampfe um ihre Befreiung zu führen», gerecht werden.

Auf was das Ganze konkret hinauslief, ist daraus ersichtlich, dass Otto Brunner am 6. Mai 1950, also kurz vor dem kantonalen Parteitag, ein Protokoll unterfertigen musste, in welchem er u. a. erklärte: «... Ich befürworte und unterstütze den vom kantonalen Parteivorstand am 29. April 1950 zu Händen des kommenden kantonalen Parteitages vorgeschlagenen Beschluss zur ideologischen und politischen Festigung der Partei... Ich erkläre, dass ich an meiner Stelle alles tun werde, um im Sinne dieser Richtlinien für die Einheit in der Partei zu wirken.»

Die Partei war sich der Gefahr, dass von Brunner eine titoistische Bewegung ausgehen könnte, bewusst und fürchtete sich davor. Sie wollte alles tun, um Brunner zurückzupfeifen, oder wenigstens, um Zeit zu gewinnen, bis die Popularität Brunners genügend abgebaut wäre.

Das ist nicht oder nicht ganz gelungen, wie der oben geschilderte Säuberungsvorgang zeigt. H. Grüebler wurde von seiner Kreispartei mit 28 gegen 27 Stimmen, also nur mit einer Stimme mehr ausgeschlossen. Die Kreispartei Brunners und Linggis hat sich gar mit 31 gegen 27 Stimmen dem Ausschluss widersetzt.

Die Stimmen für die drei gemassregelten Titoisten können morgen sich von der ohnehin schon kleinen PdA absplittern.

Aktionen gegen den Titoismus

Wir haben uns hier nur mit dem Vorgang um O. Brunner und seinen engsten Mitarbeitern beschäftigt. Es wären aber noch eine ganze Reihe von Einflüssen namhaft zu machen, die auch unter Kommunisten eine Stimmung gegen den Terrorismus und den sowjetrussischen Imperialismus hervorrufen müssen. Gerade bei Zürcher Kommunisten macht das Schicksal ihrer früheren militanten Genossin Toni Drittenbass und der ehemaligen Gattin eines Genossen, Elinor Lipper, gewaltigen Eindruck. Drittenbass ist in die Fangarme der ungarischen volksrepublikanischen Staatspolizei geraten und erleidet eine 8jährige Zuchthausstrafe. Elinor Lipper hat 1950 im Europa-Verlag in Zürich ihre erschütternden Aufzeichnungen: «Elf Jahre in Sowjetlagern und -Gefängnissen» veröffentlicht.

Um titoistischen Stimmungen entgegenzuarbeiten, führt die PdA den monatlichen «Tag der Schulung» durch, der sämtliche Parteimitglieder erfasst und sie ideologisch für die stalinsche Auffassung und Taktik bearbeitet.

Der Bekämpfung des Titoismus in eigenen Reihen dient auch in allererster Linie die Propagandatätigkeit der «Delegierten nach der Sowjetunion», die von Ende Dezember 1950 bis Mitte Januar 1951 drei Wochen in Moskau bearbeitet wurden, um in der Heimat für das «schöne Sowjetleben» Zeugnis abzulegen. Dabei spielen die Zeugnisse für den «Friedenswillen der Sowjetvölker» eine grosse Rolle, aber eine noch grössere Bedeutung haben offenkundig die Verherrlichungen der «freiheitlichen und gesicherten Lebensverhältnisse der Werktätigen» im Lande Stalins.

Unser Bericht erlaubt uns die Schlussfolgerung, dass in der Schweiz eine titoistische Strömung unter den Kommunisten besteht, die relativ nicht kleiner ist, als etwa in den kommunistischen Parteien Frankreichs und vor allem Italiens. Die äussere Weiterentwicklung dieser Strömung unter den Kommunisten in der deutschen Schweiz wird freilich weitgehend von der Entwicklung der entsprechenden Strömung in Italien abhängen. Ob ein Massenaustritt der Genossen aus der italienischen kommunistischen Partei einsetzen und wird wieweit diese wirklich — wie Ignazio Silone es kürzlich auf dem Kongress der Romita-Sozialisten in Turin behauptet hat — bloss noch «ein Koloss auf tönernen Füßen» ist, muss erst abgewartet werden.

Von Bedeutung ist aber die Tatsache, dass solche Vorgänge von einer zunehmenden Abneigung auch in den kommunistischen Kreisen gegen die totalitären Methoden und die überspannten Zielsetzungen Moskaus wie im Innern des Landes so auch auf dem Gebiet der Weltpolitik zeugen.

Werden wir zu Nomaden?

Wir haben schon in der letzten Nummer dieser Zeitschrift auf den Kongress zum Studium der deutschen Flüchtlingsfrage hingewiesen, der in Holland (Drakenburgh bei Hilversum) vom 8.—11. Februar dieses Jahres zusammentrat, und die materielle Seite dieser Frage mit ihrem politischen Hintergrund kurz gezeichnet. Wenden wir uns heute der geistigen zu.

Man sieht für gewöhnlich die Flüchtlingsfrage im allgemeinen nur als eine Angelegenheit einer unglücklichen Menschen-Gruppe an, die durch das Schicksal eben unter die Räder kam. Man greift zur Feder, um das mitleidige Herz der nicht von diesem Schicksal Betroffenen zur Hilfe zu rühren. Man droht angesichts dieser Millionen: Wir sitzen mit ihnen in einem Schiff! Wenn ein Schiff leck ist, muss nicht nur der von Amtes wegen bestellte Matrose zu Hilfe eilen, sondern jeder der auf dem Schiff ist. Denn wenn das Schiff untergeht, versinkt der Passagier der ersten Klasse genau so wie der Matrose oder der «blinde» Passagier auf den Kisten hinten im Laderaum, mit dem man vielleicht den Flüchtling vergleichen möchte.

Wir wollen nichts sagen gegen eine solche Propagandahilfsaktion. Ihre Gründe sind sogar richtig und keine Übertreibungen. Trotzdem haben sie einen grossen Nachteil: Sie erzeugen eine vorübergehende Schockwirkung und bleiben doch an der Oberfläche. Es wird nun zwar vieles getan, um die Gefahr abzuwenden: Kleider werden gesammelt, Lebensmittel verpackt, Geld gegeben. Für das erste ist das auch notwendig. Aber auf die Länge ist diese Hilfe kein Mittel, das «Schiff» vor dem Sinken zu bewahren. Man rettet damit nur den «blinden» Passagier aus dem Laderaum, wohin das Wasser zuerst dringt und legt ihn vielleicht auf den Gang vor die Kabine der ersten Klasse. Das Schiff sinkt weiter.

Was wir sagen wollen ist dies: Es handelt sich bei dem Problem der Vertriebenen um etwas viel Tieferes als um die materielle Not von Mitmenschen als irgendwoher gegebenes Faktum. Es waltet hier ein sehr bedeutender Unterschied zwischen dieser Frage und den durch eine Naturkatastrophe Geschädigten. Man denke z. B. an ein Erdbeben oder an die Lawinenschäden in unserem Land. Das sind einmalige Schäden von aussen. Hier genügt es, einige äussere Hilfe zu bringen, damit die zerstörten Häuser wiederhergestellt, das verlorene Vieh ersetzt, kurz die äusseren Schäden ausgeglichen werden können. Ein Unglücksfall hat hier eine Wunde geschlagen, die man verbindet und desinfiziert, die aber in der Hauptsache durch die gesunde Natur selbst überwunden wird.

Nicht so die Vertriebenenfrage. Hier bricht eine Wunde von innen her auf. Der Organismus der Menschheit selbst erweist sich als krank. Nicht das Unglück der Vertriebenen «an sich» ist diese Krankheit; dieses ist nur ein Symptom der Krankheit. Nicht die Vertriebenen sind in erster Linie die Kranken, sondern die Vertreiber. Damit wächst das Problem ins Ungeheuerliche. Es gibt ja schliesslich nicht nur die deutschen etwa 15 Millionen Vertriebenen; es gibt arabische, griechische, armenische, türkische, baltische, ukrainische, jüdische, afrikanische, indische, koreanische Vertriebene, deren Gesamtzahl in den letzten 50 Jahren sich auf über 25 Millionen Menschen beläuft und an deren Vertreibung nicht nur die Russen, oder die Russen und die Deutschen, sondern die meisten der grossen Staaten in allen Kontinenten der Welt beteiligt sind.

25 Millionen Vertriebene in allen Teilen der Welt besagen an sich schon eine Weltkrankheit; aber die Vertreiber dazugerechnet, deren Anzahl noch viel grösser ist, ergeben das Bild eines mit tödlichen Bazillen fast total verseuchten Körpers der Menschheit von heute.

Im Grund ist die Krankheit der Vertriebenen und der Vertreiber nicht einmal so gänzlich verschieden. Man sagte in

Drakenburgh: Die Vertriebenen stellten die Gefahr einer «Nomadisierung der Menschheit» dar. Bei ihnen selbst tritt diese Nomadisierung, als innere seelische Eigenschaft, aber erst langsam ein. Zunächst haben sie Heimweh, und das erweist sich als Reaktionsschmerz eines noch durchaus gesunden Gliedes. Erst wenn die Heimkehr sich Jahr um Jahr hinauschiebt und die Aussicht immer mehr schwindet, sich je wieder verwurzeln zu können; erst wenn es sich auch in dem neuen Land, in dem sie sich nach der Vertreibung befinden, zeigt, dass sie «Fremde» sind und bleiben müssen, erst dann verfallen sie dem Nihilismus, dem Anarchismus, der seelischen Haltlosigkeit. Dass sich die deutschen Flüchtlinge der westlichen Zone bis heute noch relativ wenig als zerstörende und zersetzende Kräfte gezeigt haben, dass es ihnen z. T. sogar gelungen ist, eigene Industrien — als Fortsetzung ihrer heimatlichen Spezialarbeit — aufzurichten, ist ein Zeichen ihrer ursprünglichen Gesundheit. So zählt Bayern allein — meist in einstigen Rüstungsindustrien eingerichtet — heute bereits 2100 neue Flüchtlingsbetriebe mit 40 000 Arbeitern. 1948 hatte ganz Westdeutschland erst 3496 solcher industrieller Unternehmungen. Es sind das meist Bijouteriefabriken, Glasbläseereien, Textilfabriken. Die berühmten Gablonzer haben sich heute bereits wieder um drei Zentren gesammelt: Eines in Deutschland (Kaufbeuren); eines in Belgien und ein drittes in Schweden. In Schleswig-Holstein beträgt der Anteil der Flüchtlings-Handwerksbetriebe an allen Handwerksbetrieben sogar 11,4%; in Niedersachsen 7%; in Bayern 6%. Dem stehen freilich als Anteil der Heimatvertriebenen an der Gesamtbevölkerung grössere Zahlen gegenüber: In Schleswig-Holstein 35,2%; in Niedersachsen 26,4%; in Bayern 20,7%, so dass die Handwerksbetriebe nur etwa mit einem Viertel Berücksichtigung gefunden haben, obwohl sie ihre Käufer doch mitbrachten.

Man täusche sich aber nicht: Das weit überwiegende Mehr hat keine neue Heimat gefunden und treibt von Jahr zu Jahr mehr der seelischen Verwahrlosung, der inneren Haltlosigkeit zu. Diese Vielen stellen — gerade was ihre innere Haltung betrifft — nicht ein festes Gebilde dar, das man in einem Magazin wie Maschinen lagern könnte, um sie bei gegebener Gelegenheit zum Einsatz hervorzuholen: Sie wandeln sich ständig zum Schlechteren, und ob sie in einigen Jahren überhaupt noch seelisch zu einer wahrhaft aufbauenden Arbeit fähig sein werden, ist zum wenigsten fraglich. Die Forschungsstelle für Volkspsychologie (von den Amerikanern errichtet in Wiesbaden) veröffentlichte Ende 1950 das Ergebnis einer Umfrage bei vertriebenen Jugendlichen. Eine der Fragen lautete: «Möchten Sie an dem Ort bleiben, an dem Sie jetzt wohnen?» Von den 16—18jährigen antworteten 71 % mit Nein, 21 % mit Ja. Von den 19—25jährigen 60 % mit Nein, 10 % mit Unentschieden.

Dazu kommt die stets wachsende Zahl der jugendlichen illegalen Grenzgänger, die wegen mangelnder Berufsaussichten, wegen politischem Druck, weil man sie in die Volkspolizei zwingen oder in ein Uranbergwerk verschicken wollte, die Ostzone verliessen. Statistisch lassen sich hier genaue Zahlen nicht geben, da diese jungen Leute ja illegal im Westen leben. Die Jugendkammer der EKD (Evang. Kirche in Deutschland) schätzt ihre Zahl jedoch im Augenblick auf 80 000 (!) und den monatlichen Zuzug auf 4000. Viele dieser jungen Leute führen die ersten Monate einen verzweifelten Kampf mit sich selber, um den inneren Halt zu bewahren. Schliesslich erliegen die meisten. Ihnen auch nur Asylrecht zu verschaffen gelingt bei etwa 10—15%!

Diese Zahlen deuten an, welche geistige Gefahr hier heraufzieht. Sie ist weit grösser als die der materiellen Not, und sie wächst von Jahr zu Jahr.

Nehmen wir jetzt dazu, was wir oben über die innere Krankheit der Verreiber — nicht der Vertriebenen — gesagt haben. Bei einem Diebstahl fehlt es zunächst beim Dieb am inneren richtigen Verhältnis zum Besitz, und nicht beim Bestohlenen. Ähnlich ist es hier: Wer anderen die Heimat raubt, hat innerlich zuerst selbst kein rechtes Verhältnis zur Heimat mehr. Nur selbst entwurzelte Staatsregierungen sind solcher Massnahmen fähig. Auf den konkreten Fall Deutschland angewandt heisst das, dass nicht nur die Vertriebenen selbst der Haltlosigkeit zutreiben, sondern bereits eine grosse, statistisch wohl kaum erfassbare aber sicher vorhandene Zahl Entwurzelter in Deutschland sich vorfinden. Schliesslich war Deutschland einer der wichtigsten aktiven Faktoren im modernen Menschenhandel (man denke nur an die Judenverfolgungen, an die Aussiedlung der Polen, der Südtiroler, der Ungardeutschen usw.). Wenn man gewiss auch nicht die Deutschen dieser Verbrechen beschuldigen kann, so waren diese Aktionen doch von einem Teil der Bevölkerung getragen und wurden von ihm als normal empfunden.

Hier ist auch die Gefahr der sogenannten Parteien der Heimatvertriebenen zu sehen, wie sie heute in Deutsch-

land entstehen (BHV=Bund der Heimatvertriebenen). Stellen sie auch zunächst eine berechtigte Interessenvertretung dar, so drohen sie doch einmal weit über die Vertriebenen hinaus die Partei der Haltlosen, der Anarchisten, der seelisch Entwurzelten zu werden.

Ziehen wir den Kreis noch vollends aus, dann müssen wir in die gleiche Kategorie Menschen, in Deutschland wie in anderen Ländern, alle Nihilisten einreihen, weil auch sie innerlich Heimatlose sind, auch wenn sie persönlich weder zu den Vertriebenen noch zu den Verreibern gehören. Diese und jene sind, wie wir gezeigt haben, nur die äusseren Symptome der inneren Krankheit, die eine heutige Kulturerscheinung ist von weltweisem Ausmass.

Hier also wird der kluge Arzt vor allem und in erster Linie mit seiner Behandlung einzusetzen haben, ohne deshalb die Bekämpfung der Symptome zu vernachlässigen. Doch wird dies Letzte allein nie genügen. Immer neue Wunden werden aufbrechen, bis schliesslich die Menschheit auf dem ganzen Erdball zu Nomaden geworden ist trotz unserer Technik — oder gerade wegen unserer ungebändigten Technik.

M. G.

Wunder und Visionen?

Die Zeiten ändern sich seltsam. Vor wenigen Jahrzehnten war es noch modern, allen Wunderglauben der Kirche zu verlachen, weil doch «die Wissenschaft» ihn als phantastischen Unsinn «erwiesen» habe oder demnächst erweisen werde. Heute aber sehen sich Hirten der Kirche auffallend oft veranlasst, vor wucherndem Wunderglauben und Visionensucht zu warnen. Wenn sie es tun, gewärtigen sie den Vorwurf, dass sie dem Übernatürlichen ausweichen, und die Androhung schwerer «Strafen des Himmels». Aus verschiedensten Ländern wird von Erscheinungen und übernatürlichen Botschaften an unsere angsterfüllte Zeit berichtet: aus Belgien, Frankreich, Deutschland, Italien, Nordamerika usw.¹ Kinder haben Erscheinungen in Fülle; Erwachsene reisen von weither und fühlen sich tief ergriffen; bei Tag und Nacht wird an Erscheinungsstätten gebetet; die Privatoffenbarungen rufen zu Busse und Gebet und enthalten merkwürdig Ungereimtes; Beichtstühle werden umlagert, und gleichzeitig übt man sich im offenen Ungehorsam gegen die kirchlichen Autoritäten. Wo will das alles eigentlich hinaus? Religiöse Erneuerung, wie sie ja mehrfach «von unten her» heilsam ausging? Stärkung der Mutter Gottes-Verehrung? Sektierertum, Massenpsychose, oder was? Wo Bischöfe und auch das Sant 'Ufficio ihr «Non constat» (Übernatürlichkeit der Geschehnisse sei nicht bewiesen) gesprochen und durch Weisungen und Verbote zur Zurückhaltung aufgefordert haben, kann es nicht unsere Absicht sein, hier (dazu auf viel zu engem Raum) die Diskussion über die Geschehnisse und ihren Charakter neu aufzurollen. Vielmehr wollen wir zwei Fragen allgemeinerer Art berühren: 1. Nach der grundsätzlichen Wertung von Privatoffenbarungen im Leben der Kirche, und 2. nach der kritisch prüfenden Haltung, welche die Kirche allgemein gegenüber Erscheinungen und Botschaften einzunehmen pflegt.

I.

Grundsätzliche Wertung seitens der Kirche. Die Kirche glaubt mit jener tiefsten Ehrfurcht, die dem Wort Gottes gebührt («fides divina») an die in der Hl. Schrift geoffenbarten Er-

scheinungen, so wie die Schrift sie meint. Sie ist sich mit derselben Ehrfurcht bewusst, dass Gott in seiner Macht und Freiheit sich zu jeder Zeit auf übernatürliche Weise einem Menschen (in einer «Privatoffenbarung») bekunden kann, wenn er es tun will, obgleich die allgemein verpflichtende Gottesoffenbarung mit dem Neuen Testament abgeschlossen ist. — Die Kirche approbiert gelegentlich eine Privatoffenbarung. Das heisst nicht, dass sie diese zu ihrem Glaubensgut mache oder zum Glauben an sie verpflichte. Es kann heissen, dass der Inhalt der betreffenden Offenbarung nicht gegen Glauben und Sitte verstosse und dass er, christlichem Eifer förderlich, angenommen werden dürfe (womit über natürlichen oder übernatürlichen Charakter der Privatoffenbarung nichts gesagt ist). Darüber hinaus kann sich die Approbation auf Grund wissenschaftlicher Voruntersuchung für den übernatürlichen Charakter eines mystisch-visionären Geschehens, als einer wissenschaftlich gut begründeten Tatsache, aussprechen. Aber niemals sieht die Kirche in wissenschaftlich noch so begründeten Privatoffenbarungen einen Zuwachs oder eine Entfaltung ihres dogmatischen Glaubens gutes, nie setzt sie dafür ihre Glaubensautorität ein oder verpflichtet sie zum Glaubensakt. Es gelten die Worte Papst Benedikts XIV. (bei Erörterung von Visionen einiger Heiliger): «Den genannten Offenbarungen braucht und kann von uns kein Assensus fidei catholicae geleistet werden, sondern nur ein Assensus fidei humanae (menschlich-natürliches Fürwahrhalten oder Fürwahrscheinlich-halten) nach den Regeln der Klugheit, nach denen die genannten Offenbarungen wahrscheinlich und frommer Weise glaubwürdig sind.»² Die Kirche hat auch aus Privatoffenbarungen Anregungen übernommen zu weiterem Ausbau ihres Andachtslebens und Kultus (z.B. zur Fronleichnamfeier, zur Weltweihe Leos XIII. an das Heiligste Herz Jesu). Aber sie begründet diese Frömmigkeitsformen nicht aus Privatoffenbarungen, sondern aus ihrem Glaubensgut, aus Schrift und Dogma. — Die Kirche schätzt alle echte übernatürliche Mystik (deren Wesen sie allerdings nicht in akzidentellen Dingen, wie Visionen u. ä. sucht). Sie

¹ Vgl. die lichtvollen Ausführungen von Msgr. Alfredo Ottaviani: «Siate, cristiani, a muovervi più gravi» (Christen, lasst euch nicht so leicht erregen) im Osservatore Romano, 4. Februar 1951. Ebenso: O. Lutz, «Erscheinungen und Offenbarungen», pastorale Beilage zum Klerusblatt, 15. November 1950, Eichstätt.

² Lutz, Seite 15. — Freilich sollte da auch gesagt werden, dass es sich anders verhalten kann für jene Person, die eine solche Privatoffenbarung empfängt, ja unter Umständen auch für Drittpersonen, die nur mittelbar dieser Privat-Offenbarung teilhaft werden: Sie können unter gewissen Voraussetzungen verpflichtet sein zu einem Glauben fide divina privata (nicht: catholica).

sieht in ihr etwas Wertvolles im Lebensstrom der Kirche, das den Begnadeten starke Hilfe zum Wesentlichen, zu heroischer christlicher Heiligkeit in Liebe, Demut, Kreuznachfolge des Herrn schenken kann. (Einen Beweis für Heiligkeit und ewige Auserwählung bieten z. B. in Kanonisationsprozessen mystische Erlebnisse nicht.) — Darum schützt und verteidigt die Kirche echte Mystik gegen Verfälschung, Verkitschung, Sensationslüsternheit und Vermischung mit allem ungesunden Mystizismus. Die Kirchengeschichte einerseits, die Vorsicht der wirklichen grossen Mystiker andererseits, bieten ihr dazu viel Anlass. Es hat in aufgewühlten Zeiten nicht an Schwarmgeistern gefehlt, die sich auf göttliche Erleuchtungen und Offenbarungen beriefen und sich und andere gefährdeten. Tertullian, der grosse Apologet, wurde zum bittersten Feind der Kirche; er war im religiösen Bann zweier Mystikerinnen. Gerson klagt im 14. Jahrhundert beweglich über die Fülle sich breit machender Pseudomystik. Theresia v. Avila, die grosse Mystikerin des 16. Jahrhunderts, warnt u. a. in einem Brief: «Da diese ausserordentlichen Dinge (bei zwei Untergebenen) so häufig zutage treten, kommen sie mir verdächtig vor... so halte ich es für klüger, nicht viel darauf zu geben... Man verliert dabei nicht viel, selbst wenn diese Dinge echt wären» (Lutz 5). Mit noch mehr überraschender Entschiedenheit warnt der Kirchenlehrer der Mystik, Johannes vom Kreuz, vor Mystiksucht und Fehlerlebnis. Gewiss nicht, um wirkliche, übernatürliche Mystik verächtlich zu machen — das kann man der Unkenntnis gewisser Gelehrter überlassen. Aber es gibt nun einmal in unruhigen Zeiten mancherlei Süchte nach dem religiös Aussergewöhnlichen. Es wäre zwar ein Unrecht, alle Erscheinungen einfach auf dieselbe Stufe zu stellen, etwa mit unerhörten Fakirleistungen, durch die Menschenmassen etwas zu erblicken glauben, was der nicht hypnotisierbare photographische Apparat nicht sieht. Der Drang wächst aus einer von Haus aus eigentlich aufs Religiöse hingeorordneten Tiefe der Seele heraus, die aus der Ungesicherheit geschöpflichen Seins und der Zeit, nach Sicherung im Übermenschlichen trachtet. Menschen können aber ihre «anima naturaliter religiosa» arg fehlverstehen. Glaubenslose gehen dann vielleicht zur Kartenschlägerin, Gläubige, deren Glaubensleben zu wenig geklärt und denen das Credo zu alltäglich geworden ist, können sich in der Sehnsucht nach unmittelbar greifbarem Aussergewöhnlichem und Visionärem verlieren und, wie die Nazarethaner, sagen: «Die Zeichen, die Du in Kapharnaum tatest, tue sie auch hier bei uns.» Die Kirche aber hat von Christus die Verantwortung des Hirtenamtes auferlegt bekommen, die religiösen Uranlagen zur objektiven, göttlich geoffenbarten Wahrheit zu leiten und über die christliche Gesundheit des religiösen Lebens ihrer Kinder zu wachen, «die Geister zu prüfen, ob sie aus Gott sind» (1 Joh. 4, 1).

II.

Die kritische Haltung der Kirche gegenüber allen Berichten über Erscheinungen und Offenbarungen erwächst aus dem Bewusstsein ihrer Verantwortung und aus dem Wissen um viele Täuschungsmöglichkeiten bei solchen Erlebnissen, Täuschungsmöglichkeiten, die auch bei Heiligen nicht einfachhin ausgeschlossen sind. Bevor die Kirche an die theologische Prüfung solcher Geschehnisse endgültig herangeht, wünscht sie, soweit es je nach den Zeiten möglich ist, deren erfahrungswissenschaftliche Prüfung, ob die Dinge sich natürlich erklären lassen. Denn es ist nicht fromm, sondern ehrfurchtlos, Wunder zu behaupten, wo sie nicht bewiesen sind.

Bei den alltäglichen und normalen Wahrnehmungen der Sinnendinge spielt vielfach auch die Phantasie (teils auslesend, teils ergänzend) mit, so dass, «wenn zehn dasselbe sehen, die Zehn doch nicht dasselbe sehen». Erwartungen, Aufmerksamkeitslenkung usw. lassen dies und das verschieden auffassen. Das ist meistens nicht bedenklich. Schlimm wird die Sache, wenn überstarkes Phantasiespiel sich einmischt und zu «Illu-

sionen» führt, die das Urteil über die Dinge schwer beeinträchtigen. Noch mehr, wenn in «Halluzinationen» nicht vorhandene Dinge «gesehen» und vorhandene «nicht gesehen» werden. Dass krankhafte Täuschungen solcher Art in mancher vermeintlichen Mystik ihre grosse Rolle spielen können, ist bekannt. Im Zusammenhang mit den heute an so vielerlei Orten erlebten Visionen wird vielfach von möglicher Täuschung durch «eidetische Veranlagung» gesprochen. (Phantasiebilder von «Eidetikern» können Lebhaftigkeit und «Wirklichkeits-Eindruck» eigentlicher Wahrnehmungsbilder erreichen, ohne dass von Krankhaftigkeit geredet werden müsste. Goethe hatte z. B. diese Anlage in hohem Mass. Bei ihm unterstanden die Bilder der Willkür, bei anderen Typen drängen sie sich auch wider Willen auf. Genaue wissenschaftliche Untersuchungen der eidetischen Anlagen haben erst seit 1907, bzw. den zwanziger Jahren eingesetzt.) Es wäre sicher ein «Kurzschluss des Denkens», wollte man nun alle echten und unechten «Visionen» auf den Nenner «Eidetik» bringen. Hingegen kann man vermuten, dass auch bei übernatürlich angeregten «imaginativen Visionen» eine etwa vorhandene eidetische Anlage in Dienst genommen sei. Vor allem aber liegt der Gedanke an Eidetik nahe, wo es sich um irrtümliche oder um erst noch zu prüfende anschaulich-visionäre Erlebnisse handelt. So z. B. wenn die hl. Elisabeth von Schönau (12. Jahrhundert), «die bekannt ist durch ihre phantasievollen, von der historischen Kritik allgemein abgelehnten Offenbarungen über das Martyrium der 11 000 Gefährtinnen der hl. Ursula, von der Echtheit ihrer Gesichte so überzeugt war, dass sie noch auf dem Sterbebett ihre geistlichen Töchter wiederholt ermahnte, an diese zu glauben» (Lutz 8). Wo der Inhalt anschaulicher Visionen und himmlischer Ansprachen den Vorstellungskreis der Visionäre nicht wesentlich übersteigt oder sich überdies in mehr auffallend-naiver als religiös erheblicher Weise in diesen einfügt (wenn z. B. ein Engelchen in der Badestube von Nazareth gebadet wird, oder wenn das Jesuskind einem Visionär ebenso banal wie einwandfrei die Schaffung der Sexualität rechtfertigt!) dürfte Erklärung durch Eidetik oder ähnliches weniger pietätlos sein, als Erklärung durch Übernatürliches. — Wie in Kanonisationsprozessen, so lässt die Kirche auch allgemein bei Berichten über auffallende Phänomene, wie Visionen u. a., nach der Gesamtpersönlichkeit des betreffenden Menschen fragen, nach etwaigen Anlagen zu geistiger Krankheit, zu Psychopathien, wo der Fall es nahelegt auch nach parapsychischen Anlagen, nach Art und Grad von Suggestibilität, nach (im Vulgärsinn des Wortes) «hysterischen» Neigungen bei Visionären oder ihrer Umgebung. Dabei kann auch der bewusste oder kaum bewusste Nachahmungsdrang zur Erörterung kommen, z. B. wenn übernatürliche Geschehnisse, Geheimnisse und Botschaften «gerade so sind wie in Fatima», oder wenn religiöses Schrifttum gegen seine beste Absicht ungesunden Mystikdrang wecken konnte. — Wenn erfahrungswissenschaftliche Prüfung eines Falles keine natürliche Erklärbarkeit aufzeigen kann, prüft die Kirche theologisch noch weiter. Wer hatte das Offenbarungserlebnis? Selbst Heiligkeit garantiert nicht schlechthin, dass der doch geistig gesunde Heilige keine Fehloffenbarung haben könne. Vinzenz Ferrer soll (nach Lutz) auf Grund von ihm untrüglich scheinenden Privatoffenbarungen das nahe Bevorstehen des Weltgerichtes gepredigt haben. Was enthalten die Offenbarungen? Ob sie historischer Wirklichkeit bis in letzte, unbedeutende Einzelheiten entsprechen müssen, sei dahingestellt (es stehen Gründe dafür und dawider). Aber selbstverständlich sind für die Kirche zwei Dinge: Dass Gott nicht in Privatoffenbarungen das Gegenteil zum Glauben verkünden lässt (etwa Maria sei nicht die Assumpta), und dass er nicht zur offenen Auflehnung gegen die zuständigen Träger des von Christus gesetzten Hirtenamtes auffordert. (Angenommen, die mit der Prüfung eines Falles Beauftragten hätten sich geirrt, so hätte Gott andere Wege, um Ziele, die er erreichen will, auch zu erreichen.) Nach der von Christus gegebenen Ord-

nung stehen nicht die Mystiker über dem Hirtenamt, sondern dieses über den wirklichen oder vermeintlichen Mystikern; daran hielten sich die grossen und führenden mystischen Heiligen. — Die Kirche rechnet in der theologischen Prüfung visionärer Berichte auch mit der Möglichkeit diabolischer Einflüsse: Dass nicht nur das Verkehrte im Menschen, sondern auch «der Böse im Gewande des Lichtengels» sogar zu sehr Gutem, zu viel Gebet und Busse antreiben kann, um dabei doch letztendlich seine Wünsche durchzudrücken, beispielsweise um Frömmigkeitsformen zur Lächerlichkeit und «ad absurdum» zu führen, und so viele zu täuschen und von der Wahrheit abzulenken. Er kann dabei sein «Inkognito» für viele lange wahren.

Ist es also die Absicht der Kirche, alle Mystik oder wenigstens alle Privatoffenbarung und ähnliches, zum vorneherein als verdächtig abzulehnen oder verächtlich zu machen? Sicher nicht. Aber sie weiss, dass es für Kirche und religiöses Leben Wesentlicheres als Visionen gibt, dass der Lebensnerv ihres religiösen Lebens in dem Reichtum ihres Credo, des sakramentalen Lebens und der hierarchischen Einheit liegt. Sie kennt ihre Verantwortung, «die Geister zu prüfen, ob sie aus Gott sind». Und die echten Mystiker sind ihrer Führung gern gefolgt.

Prof. A. Willwoll.

Ex urbe et orbe

Frankreich: Rückgang des Kommunismus?

Kurz vor seinem Abflug zum Erholungsaufenthalt in Moskau sagte Maurice Thorez zu einem Journalisten, der ihn nach der gegenwärtigen Lage der Partei fragte: «Seien Sie unbesorgt, der Gesundheitszustand der Partei ist ausgezeichnet.» Es gibt aber einige Anzeichen, die vermuten lassen, dass die kommunistische Partei in Frankreich sich durchaus nicht einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut.

Am deutlichsten zeigte sich der zurückgehende Einfluss der Partei bei den im vergangenen Herbst geplanten Dockstreiks in Marseille und Cherbourg. Früher waren die Hafentarbeiter die verlässlichsten Anhänger des Kommunismus. Ihre Funktionäre beherrschten die Häfen und zwangen die Arbeiter, die nicht ihr Brot verlieren wollten, zum Eintritt in die von ihnen dirigierte Gewerkschaft. Durch die beabsichtigten Streiks wollte die Parteileitung die Einfuhr von amerikanischen Waffen und die Ausfuhr von Kriegsmaterial nach Indochina unterbinden. Aber in Marseille liefen alle Schiffe, mit Ausnahme eines einzigen, pünktlich aus. Einen ähnlichen Misserfolg brachte die gross angekündigte Schlacht von Cherbourg. In den Strassen dieser Stadt konnte man Plakate finden, mit denen die Gewerkschaft der C. G. T. (kommunistisch beherrscht) den Streikaufrufen des kommunistischen Frauenverbandes, Union des Femmes Françaises, etwa in folgender Weise antworteten: «Ihr würdet besser zuhause bleiben und Strümpfe stopfen... Lasst uns ein für alle Mal in Frieden mit Euren Friedensorganisationen. Wir sind alt genug, um selbst zu wissen, was wir zu tun haben.»

In einem anderen Zusammenhang sprach Thorez selbst von einem «empfindlichen Rückschlag». Die Partei verlor nämlich in zwei Jahren über 100 000 eingeschriebene Mitglieder¹. (Im Jahre 1947 gab der Schatzmeister der Partei 907 785 und 1949 nur noch 786 855 Mitgliederkarten aus.) Man darf diesen Rückgang jedoch nicht überschätzen. Ein Vergleich mit den Vorkriegszahlen (1934 etwa 75 000 Mitglieder, 1937 rund 235 000) zeigt, dass sich die Mitgliederzahl seit 1937 verdreifacht hat. Diese nach der Befreiung erlangten Gewinne waren in der Provinz beträchtlicher als in Paris. Vor allem in den mittleren und kleinen Städten gewann die Partei an Boden. Die zehn am meisten kommunistischen Departements liegen — mit Ausnahme von Pas-de-Calais — südlich der Loire. Am widerstandsfähigsten blieben bisher die traditionell christlichen Gebiete von Ostlothringen, Elsass, Westnormandie, Bretagne und Vendée.

Es ist sehr bezeichnend, dass auf dem letzten Parteikongress in Gennevilliers die Parole ausgegeben wurde, in nächster Zeit besonders die Landarbeiter, das Halbproletariat und die kleinen Bauern zu bearbeiten. Ausserdem versucht man,

die wohlwollende Neutralität der mittleren Bauern zu gewinnen.

Die tatsächliche Stärke der französischen Kommunisten lässt sich aber nicht an diesen Zahlen ablesen. So könnte man sich leicht beruhigen mit der Feststellung, nur 2 % der französischen Bevölkerung gehöre der kommunistischen Partei an. Ein ganz anderes Bild ergibt sich schon, wenn man die Wählerzahl zugrunde legt, denn rund ein Drittel der Franzosen wählte bei den letzten Parlamentswahlen kommunistisch. Die eigentliche Stärke der Partei liegt aber in ihrer straffen Organisation, deren Grundbestandteil die Zelle ist. Man findet sie überall: Auf Schiffen und unter Flugzeugbesatzungen, in Fabriken und Wohnblocks. Sie umfasst höchstens 20 Aktivisten, welche die Befehle der Parteiführung bedingungslos durchführen. Aber auch diese Kerntruppe der Partei hat in den letzten Jahren Einbussen erlitten. Im Departement Seine gibt es heute rund 300 Betriebszellen weniger als 1947, in anderen Departements wie Bouches-du-Rhône 256, Haute-Garonne 100 und Loire 104 weniger. Jedoch auch hier muss man sich vor allzu optimistischen Vorstellungen hüten: Es gibt noch immer 30 000 kommunistische Zellen — und damit schlagkräftige Aktionsgruppen — in Frankreich, und man hat schon behauptet, die Partei verfüge über den besten Verwaltungsapparat des Landes. Zur Ausbildung der Funktionäre unterhält die Partei in Viroflay eine eigene Schule. Gegenwärtig besteht die Tendenz, den Einfluss der Intellektuellen allmählich zurückzudrängen, um die leitenden Stellen immer mehr mit geschulten jungen Arbeitern zu besetzen; und zwar deshalb, weil sich die Intellektuellen doch zu oft als ideologisch unzuverlässig erweisen und im übrigen auch für den Kampf nicht sehr geeignet erscheinen. Trotzdem haben sie in der Partei noch verhältnismässig viele mittlere Positionen inne. So sind beispielsweise von den sieben Zellenleitern des XV. Bezirkes in Paris, in dem u. a. die Citroënwerke liegen, nur sieben tatsächlich Arbeiter.

Besonders auffallend scheint der Rückgang des Kommunismus in Frankreich in der Parteipresse spürbar zu sein. Um aus dieser Entwicklung die richtigen Schlüsse zu ziehen, muss man allerdings die Umschichtung in der gesamten französischen Presse berücksichtigen. Im allgemeinen verloren die ausgesprochenen Parteiblätter im vergangenen Jahr bis zu 80 % ihrer Leserschaft. Aber selbst unter dieser Einschränkung sind die Verluste der kommunistischen Presse noch sehr beträchtlich. Im Januar 1946 waren die *Humanité* und *Le Soir* die ersten Zeitungen von Paris mit zusammen über eine Million Auflage. Ein Jahr später druckten beide etwa je 400 000 Exemplare. Heute kommen sie bestenfalls auf je 220 000. Von der *Humanité* dürften jedoch tatsächlich nicht mehr als 170 000 Nummern verkauft werden, und von *Le Soir* vielleicht noch weniger. Auch die Ausstattung der beiden Zeitungen hat in den letzten Jahren sehr nachgelassen.

¹ Das verwendete statistische Material ist der französischen Wochenzeitung *Témoignage Chrétien* vom 15. Dezember 1950 entnommen.

Ganz anders sind die Verhältnisse in der Provinz. Vor dem Kriege gab es dort nur zwei kommunistische Tageszeitungen. Aber nach der Befreiung gelang es den Kommunisten, die unter dem Deckmantel der Résistance überall Druckereien und Papier beschlagnahmt hatten, in kürzester Frist 50 Blätter herauszubringen. Einige sind inzwischen eingegangen, die meisten konnten sich jedoch halten, obwohl auch sie stark mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Insgesamt hat die kommunistische Tagespresse nach parteioffiziellen Angaben heute immer noch eine Gesamtauflage von einer Million.

Die Partei gibt aber auch eine Anzahl von Wochenblättern heraus. Die *Humanité-Dimanche* allein wird in einer Auflage von einer halben Million gedruckt. Im allgemeinen ist die Lage der Wochenblätter jedoch sehr kritisch. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, die Bedürfnisse der breiten Masse mit der linientreuen Propaganda in Einklang zu bringen. So werden beispielsweise im Leitartikel dieser Zeitschriften die amerikanischen Kriegstreiber heftig angegriffen und ein paar Seiten weiter findet man pikante Berichte und Bilder über die Filmstars von Hollywood. Besonders aufschlussreich ist es, dass eine Wochenzeitung für die Bauern, *La Terre*, mit etwa 130 000 Beziehern existiert. Sie vermeidet sorgfältig alles, was die französischen «Kulaken» abschrecken könnte. Nach Angaben der Partei kommen diese Wochenblätter gegenwärtig in einer Auflage von etwa zwei Millionen heraus.

Auf Grund der angeführten Symptome kann angenommen werden, dass die kommunistische Bewegung in Frankreich bereits ihren Höhepunkt überschritten hat. Trotzdem darf das nicht zu vorschnellen Schlüssen verleiten. Die französischen Kommunisten verfügen noch immer über eine schlagfertige Parteiorganisation und besitzen auch heute noch weitgehend das Vertrauen der Arbeiterschaft, die in vielen Industriezweigen um ein menschenwürdiges Lebensminimum zu kämpfen hat. Nichts könnte der Partei in ihrem gegenwärtigen Gesundheits- oder Krisenzustand gelegener kommen, als eine überstürzte Aufrüstung, die nur zu leicht neue Spannungen und Einsparungen in der Sozialpolitik zur Folge haben könnte.

Jakob Laubach.

Die Filmfrage — Erkenntnisse und Forderungen

In Würzburg hat eine von katholischen Kreisen einberufene Veranstaltung eingehend zur Filmfrage Stellung genommen. Als Redner traten ein Rechtsanwalt, Bundestagsabgeordneter Dr. Nellen und ein Jugendführer auf.

Nach gründlicher Diskussion aller Fragen, die in letzter Zeit durch den Film «Die Sünderin» entstanden sind, kamen die Teilnehmer zu folgenden Schlussfolgerungen:

1. Alle Gegenpropaganda gegen den Film «Die Sünderin» hat sich als Werbung für diesen Film ausgewirkt. Willi Forst hat selbst zynisch erklärt, die Propaganda, die hier von seinen Gegnern kostenlos gemacht worden sei, hätte ihn in Amerika mindestens 1 Million Dollar gekostet.

2. Die Besucher des Films sind sich nicht im klaren, warum dieser Film eigentlich abgelehnt wird. Darin zeigt sich die völlige Richtungslosigkeit in allen Kreisen des Volkes. Fast immer wird gemeint, ein schlechter Film sei nur dann gegeben, wenn er gegen das 6. Gebot verstosse.

3. In Deutschland gibt es keine Übereinstimmung über das Sittengesetz. Eine anerkannte Wahrheit fehlt.

4. Die deutschen Menschen besitzen keine Disziplin. Sie hören nicht auf die Autorität. Daher ist ein Hirtenwort wohl zu überlegen, wenn nicht seine Bedeutung herabgemindert werden soll.

5. Es mangelt an Rechtsmitteln zur Verhinderung schlechter Filme.

6. Das Fehlen einer katholischen Tagespresse macht sich sehr nachteilig bemerkbar.

Auf die Frage, was getan werden kann und soll, um schlechte Filme zu verhindern, wurden folgende Antworten gegeben:

1. Es wäre notwendig, eine christliche Filmproduktion aufzubauen. Die Katholiken müssten den Mut aufbringen, selbst Filme zu produzieren.

2. Es müsste dafür gesorgt werden, dass künstlerisch hochstehende Filme hergestellt werden. Die Kultusministerien müssten solcher Produktion Förderung zuteil werden lassen.

3. Die christliche Filmkritik müsste viel energischer werden.

4. Die Länder, die für Kulturpolitik zuständig sind, müssten durch vernünftige Gesetze die Produktion schlechter Filme verhindern.

5. Schlechte Filme und die Presse, die schlechte Filme fördert, müssten still boykottiert werden. Protestaktionen, die gegen den Landfrieden verstossen, sollten unterbleiben.

Die von den Tagungsteilnehmern gefasste Resolution enthält vier Forderungen:

1. Verbot aller Filme, die in grober Weise gegen das Sittengesetz sowie das Wohl von Jugend und Familie und damit gegen die Verfassung verstossen.

2. Wir fordern gesetzliche Massnahmen zur Verhinderung des sogenannten Blind- und Blockbuchens.

3. Wir fordern von Bundestag und Landtag, dass keine fragwürdigen Filme in Zukunft eine Ausfallbürgschaft (für ausgefallene Einnahmen) erhalten.

4. Zur freiwilligen Selbstkontrolle, die die sittliche Eigenprüfung soll, müssen auch die hierfür berufenen Stellen massgebend gehört werden.

Die christlichen Konfessionen in Israel

Nach den neuesten statistischen Angaben, welche die Regierung von Israel veröffentlichte, leben zur Zeit auf dem Territorium des jungen israelitischen Staates noch insgesamt 40 000 Christen. Diese 40 000 Seelen bilden den vierten Teil der gesamten nichtjüdischen Einwohnerschaft des Landes, während die Christen vor dem Jahre 1948 höchstens auf einen Achtel der nichtjüdischen Bevölkerung geschätzt wurden. Die starke Änderung in den proportionalen Verhältnissen geht auf die Tatsache zurück, dass während der Kriegshandlungen ein Grossteil der eingeborenen islamitischen Araber zur Flucht gezwungen war und nunmehr in transjordanischen und libanesischen Lagern lebt. Nach der konfessionellen Zugehörigkeit verteilen sich die 40 000 in Israel lebenden Christen folgendermassen: römisch-katholische Kirche 5000, unierte griechisch-katholische Kirche 15 000, griechisch-orthodoxe Kirche 15 000, maronitische Kirche 2300, armenische Kirche 1000, reformierte Kirchen 1200, abessinische und koptische Kirchen 600. Die griechisch-katholische und griechisch-orthodoxe Kirche verloren seit 1948, gleich wie der Islam, einen beträchtlichen Teil ihrer Anhängerschaft durch die Auswanderung der arabischen Bevölkerung. Man schätzt die dadurch eingetretenen Verluste auf mindestens 50 000 Seelen. Auch die römisch-katholische Gemeinschaft war vor Jahrzehnten noch bedeutend zahlreicher. Ihr Rückgang setzte schon vor Beginn der Feindseligkeiten ein, da die katholischen Araber sich stets der doppelten Front ihrer islamitischen Stammesbrüder und der in immer grösserer Zahl einwandernden Juden gegenübersehen und deshalb vielfach ihr Besitztum verkauften, um sich im Libanon und in Syrien anzusiedeln. So kam es dazu, dass zwei früher blühende katholische Pfarreien vollständig eingingen. Zwei weitere sind nahe daran, das gleiche Schicksal zu erleiden, da die als Pfarrer amtierenden Franziskanerpatres wohl noch die vereinsamten Kirchen hüten, aber kaum mehr Gläubige im Gottesdienst sehen. Eine der grössten katholischen Gemeinden, Ain Karem, wo nach der Überlieferung Johannes der Täufer geboren wurde, weist

heute noch insgesamt 30 Gläubige auf, die sich aus einigen alten Frauen und den Ordensschwwestern rekrutieren, welche dort ein bedeutendes Krankenhaus betreuen. Diese hoffnungslose Minderheitsstellung der katholischen Bevölkerungsgruppe im israelitischen Staate dürfte mit ein Grund sein, warum der Vatikan unabdingbar an der Internationalisierung der Heiligen Stätten und der Uno-Garantie für den freien Zutritt zu diesen festhält. Denn wenn der Staat Israel in einem späteren Zeit-

punkt seine gegenwärtige Haltung gegenüber den christlichen Kirchen ändern wollte und damit auch den Status der Heiligen Stätten in Frage stellen würde, wenn diese seiner vollen Souveränität unterstünden, wäre es als völlig ausgeschlossen zu bezeichnen, dass die kleine landesansässige katholische Gruppe gegen solche Absichten irgend etwas ausrichten könnte, zumal die Entwicklung die Zahl der Katholiken noch weiter verringern dürfte.

Buchbesprechung

Patristische Theologie

Zur Neuauflage von B. Altaners Patrologie.

Ihre Jugendkraft, sagt Pius XII. in der Enzyklika «*Humani generis*», erhalten die theologischen Wissenschaften von dem Studium der Quellen (Schrift und Tradition), während eine «Spekulation», die eine immer neue Erforschung des überlieferten Glaubensgutes vernachlässigt, nach Ausweis der Erfahrung steril wird (AAS 42 [1950], 568 f.). Patristische Theologie besteht nicht bloss in dem Nachweis, dass das Heutige ein Erbe der Vergangenheit sei, sondern ist auch immer ein Erwerb des noch nicht Erworbenen, ist ein Weg in die Zukunft der Theologie, nicht bloss die Rechtfertigung ihrer Gegenwart.

Wenn das so ist oder, vorsichtiger gesagt, so sein sollte, dann haben wir allen Anlass, die Neuauflage eines Buches dankbar zu begrüssen, das zu den unentbehrlichsten Arbeitsmitteln für jeden Theologen gehört, dem es wirklich mit dem Prinzip ernst ist, dass alle Theologie biblisch und patristisch sein müsse. Wir meinen die zweite, erweiterte Auflage der «*Patrologie: Leben, Schriften und Lehre der Kirchenväter*» von Bertold Altaner.

Das Buch hat eine lange Geschichte. Fast können wir schon sein 50jähriges Jubiläum feiern. Denn es ist hervorgegangen aus dem «*Grundriss der Patrologie*» von Gerhard Rauschen, der 1903 zum ersten Mal erschien. Dieser Grundriss erlebte noch unter Rauschen (1917) fünf Auflagen und vier Übersetzungen; er wurde dann zweimal neu (1921 und 1926) von Joseph Wittig wesentlich verbessert herausgegeben. Die zehnte und elfte Auflage besorgte 1931 B. Altaner. Altaner konnte 1938 das Buch als «*Patrologie*» unter seinem Namen allein herausgeben, weil es von ihm, aufs Ganze gesehen, neu geschrieben worden war. Und nun 1950 haben wir die zweite und wesentlich erweiterte Auflage dieses Werkes Altaners vor uns. Es ist mit diesen Jahreszahlen und Auflagen ein weiter Weg, auch innerlich gesehen, beschrieben: Von einem kleinen, kurzen Abriss bis zu einem Buch, das zwar immer noch auch der Schule dienen will, aber nun doch ebenso ein unentbehrliches Arbeitsmittel und Nachschlagebehelf in der Hand des Fachmannes und Forschers ist; von einem Büchlein, das in manchen Kreisen wegen einiger diskutabler dogmengeschichtlicher Auffassungen («*Trübungen*», wie Wittig sich ausdrückte) als unkirchlich verdächtigt wurde¹, zu einem Buch, das, ins Französische, Italienische, Spanische, Ungarische übersetzt, unterdessen wohl bewiesen hat, dass es durchaus von kirchlichem Geist beseelt ist; von einem Büchlein, das neben anderen Patrologien rangierte, zu einem Buch, das von keiner Patrologie ähnlichen Umfangs mehr an Güte und Genauigkeit erreicht wird und auch neben den grossen patristischen Literaturgeschichten unentbehrlich ist.

Zusammenfassend kann man zunächst zweifellos mit dem Verfasser selbst sagen, «dass diese neue Auflage... eine

einigermassen adäquate Vorstellung vom augenblicklichen Stand der internationalen Forschung, wie sie sich bis 1949 entwickelt hat, zu vermitteln imstande ist» (VII). Wenn man bedenkt, dass, um dieses Resultat zu erreichen, Altaner selbst seit 1931 ungefähr 100 Väternamen neu in das ehemalige Werk Rauschens aufgenommen und viele Tausende von Literaturhinweisen neu gebucht hat (unter wieviel mehr mussten diese ausgewählt werden!), wenn man ferner weiss, unter welcher jämmerlichen äusseren Umständen der Verfasser seit seiner Vertreibung aus Breslau in dem zerbombten Würzburg während der letzten fünf Jahre arbeiten musste, dann kann man sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, welche zähe Arbeit und selbstlose Hingabe hinter der nüchternen, phrasenlosen Sachlichkeit dieses Buches steckt, das auf knapp 500 Seiten einen fast unübersehbaren Stoff zusammendrängt. Dabei muss man beachten, dass nicht nur wahllos und mechanisch Literatur gebucht wird, sondern diese kritisch gesiebt, wirklich verwertet und dort zitiert wird, wo sie hingehört.

Was es im einzelnen beinhaltet, sagt sein Untertitel: *Leben, Schriften und Lehre der Kirchenväter*. Dass über diese drei Dinge nur sehr knapp berichtet werden kann, ist bei dem Umfang des Buches selbstverständlich. Die zwei ersten Themen verstehen sich bei einer Patrologie von selbst.

Es ist aber wie früher, so auch jetzt wieder dankbar hervorzuheben, dass Altaner dem Bericht über Leben und Schriften der Väter einen Abschnitt «aus dem Lehrgehalt» der betreffenden Schriften anfügt. Natürlich können diese Hinweise auf die Lehre und Lehrentwicklung bei den einzelnen Vätern eine Dogmengeschichte nicht ersetzen. Aber da wir Katholiken trotz mancher Versuche (Schwane, Tixeront, Otten, de Groot) eine solche Dogmengeschichte immer noch nicht besitzen, die historisch richtig, lebendig, ausführlich genug, quellenmässig belegt und gleichzeitig mit dem inneren Verständnis dessen geschrieben ist, der unter dem Lehramt der lebendigen Kirche mit der Unterscheidungsgabe eines wahrhaft katholisch Glaubenden die Entwicklungsgeschichte des heutigen Glaubens beschrieb, so werden Lehrer und Schüler der Patrologie und der Dogmatik immer noch für diese Notizen sehr dankbar sein müssen. Gerade weil wir als Katholiken wissen, was «*Humani generis*» von neuem als alte Wahrheit betont, dass nämlich die Dogmenentwicklung nicht einfach bloss Ergebnis einer menschlich-historischen Entwicklung ist, sondern unter der Lenkung des Geistes Gottes steht und dass darum aller dogmatische Rückgriff auf die Quellen unter der Norm des gegenwärtigen Lehramtes steht und jeder patristische Romantizismus, der «unmittelbarer» und unabhängiger die Väter für die heutige Dogmatik fruchtbar machen will, falsch ist, gerade darum können wir das unmittelbar und ausdrücklich bei den Vätern Greifbare umso unbefangener würdigen und sollten es auch tun. Wir werden bei den Vätern immer wieder den Glauben der heutigen Kirche finden. Aber dieser Nachweis kann und wird oft so geschehen müssen, dass eine solche Lehre bei den einzelnen Vätern nur «*implicite*» gegeben wird. Wer mehr beweisen wollte, würde oft nicht nur historisch unehrlich werden, sondern in einem pseudo-orthodoxen Übereifer gegen seine

¹ 1913 wurde es von der Konsistorialkongregation für die italienischen Seminarien und für die Hand der Seminaristen verboten: AAS 5 (1913, 455f.).

Absicht versuchen, das lebendige Lehramt der je heutigen Kirche überflüssig zu machen. Wenn daher Altaner nüchtern und zurückhaltend vorgeht und auch Grenzen und Unvollkommenheiten, ja Irrtümer in der Väterlehre unbefangen feststellt, dann ist das durchaus berechtigt. Die einzelnen dogmengeschichtlichen Urteile bei Altaner brauchen darum nicht unkritisch hingenommen zu werden, zumal sie unvermeidlich da und dort etwas sehr summarisch ausfallen müssen. Aber ich glaube nicht, dass Altaners dogmengeschichtliche Notizen in diesem Werk jemals ein Urteil fällen, von dem man sagen müsste, es sei a priori aus dogmatischen Gründen falsch.

Der letzte Sinn eines solchen Buches ist die Dogmatik selbst. Nur wenn das Wissen um die Lehre der Väter die heutige Dogmatik befruchtet, hat es seinen eigenen letzten Sinn erreicht. Man wird nun (mit aller Vorsicht und Einschränkung, die aus der Natur der Sache heraus zu machen sind) sagen dürfen, dass wir eigentlich langsam in eine neue Phase der katholischen dogmengeschichtlichen Arbeit eintreten: Die Frage und der Kampf auf diesem Gebiet gehen doch nicht so sehr wie in den Zeiten des theologischen Liberalismus darum, ob das Dogma der heutigen Kirche eine genuine Fortsetzung und Entfaltung der Lehre der alten Kirche sei oder nicht. Für die katholische Dogmengeschichte tritt langsam eine andere Aufgabe in den Vordergrund: Nicht mehr so sehr allein der Erweis der Kontinuität nach rückwärts muss aus den Vätern geschöpft werden, sondern die Erforschung der Väterlehre muss zu einer Dynamik nach vorwärts werden; die Väter sollen nicht nur Zeugen für das alte Wahre der heutigen Theologie sein, sondern diese «jung erhalten» (wie Pius XII. sagt): Bei solchem Wandel in der Zielsetzung des Väterstudiums wandelt sich natürlich auch die Gefahr, die mit jedem guten Unternehmen in der Theologie unvermeidlich verbunden ist. Früher hat die Gefahr darin gelegen, dass man meinte, die Lehre der Väter stehe in einem Konflikt entweder mit der Lehre des NT oder der späteren Kirchenlehre, indem man die Väterlehre zu einem Gegensatz zum Evangelium oder zur mittelalterlich-nachtridentinischen Theologie oder zu beidem brachte. Heute ist die Gefahr ein wenig anders gelagert: man entdeckt Neues bei den Kirchenvätern, das in dieser Deutlichkeit und unter diesen Aspekten in der üblichen Schultheologie nicht oder nicht so deutlich zu finden ist. Wieviele Themen einer Dogmatik werden in den heutigen dogmatischen Schulbüchern, dem seltsam zufälligen Kanon ihrer Thesen, ihrer Stoffverteilung und dessen «Dosierung» entsprechend (auch noch im Gegensatz zu Thomas von Aquin), kaum mehr behandelt, wofür bei den Vätern ein überreiches Gedankengut vorliegt? Wieviele Fragestellungen drängen sich uns Menschen von heute unvermeidlich auf, auf die wir von der Schultheologie keine unmittelbare, deutliche und genügende Antwort erfahren, zu denen aber die Väter neu zu hören wären, wenn auch sie uns nicht einfach die fertige Antwort liefern können! Wieviele überlieferte und bleibende Antworten der Schultheologie und der amtlichen Kirchenlehre verstehen wir eigentlich nur dann wirklich ganz, wenn wir genauer als bisher wissen, wie diese Lehre geworden ist. Aber damit ist natürlich auch eine Gefahr gegeben: die Gefahr eines falschen Romantizismus, der unhistorisch die Theologie, zwischen uns und den Vätern vernachlässigen und überspringen will. Diese Gefahr muss sorgfältig vermieden werden. Sie wird aber nicht dadurch vermieden, dass man die Vätertheologie nur als rein historische Angelegenheit betreibt, nicht dadurch, dass man jedwede Aktivierung des Vätererbes als überflüssige Störung einer schon längst erzielten klaren Lösung der betreffenden Frage ablehnt oder misstrauisch beargwöhnt. Wenn wir ehrlich sind, dann müssen wir gestehen, dass die Vätertheologie in dieser Richtung noch keine grossen Erfolge erzielt hat. Die Väter werden noch viel zu viel nur befragt nach dem, was sie zu den Thesen unserer heutigen Schultheologie zu sagen haben, und viel zu wenig nach dem,

was sie uns noch darüber hinaus zu sagen haben. Man sehe daraufhin ein dogmengeschichtlich an sich wie selten eines vorzüglich unterrichtetes und belegtes Lehrbuch, wie «De gratia» von H. Lange, oder «De paenitentia» von P. Galtier an: Das sachliche Ergebnis im Dogmatischen geht trotz aller historischen Gelehrsamkeit nicht über das hinaus, was auch ein anderer Schultraktat ohne diesen dogmengeschichtlichen Unterbau sagen könnte. Es wäre lächerlich, das mit der Unveränderlichkeit des Dogmas allein erklären zu wollen. Ihre Funktion, die gegenwärtige Theologie jung zu erhalten, hat die faktisch betriebene historische Väterforschung bisher noch nicht in hinreichendem Masse erfüllt.

Es versteht sich von selbst, dass auch ein so ausgezeichnetes Werk wie das von Altaner, bei seiner Zielsetzung und seinem Umfang nur mittelbar und von ferne diesem höchsten Ziel der patristischen Theologie dienen kann. Es hat da zunächst eine bewahrende Funktion: man muss die Väter vorerst einmal kennen, wie sie «an sich» sind, ohne sie zu überfordern, ohne in sie Probleme hinein zu exegetisieren, die ihnen fremd waren, bevor man ernsthaft daran gehen kann, sie als dynamische Unruhe der heutigen Theologie zu verwerten. In dieser Hinsicht ist ein Buch wie das Altaners von unersetzlichem Wert. Aber es kann auch darüber hinaus für den, der zwischen den Zeilen lesen kann, in der genannten Absicht eine grosse Hilfe sein. In den dogmengeschichtlichen Notizen bei Altaner wird sehr oft ein «Noch-nicht» bei den Vätern im Vergleich mit der heutigen kirchlichen und theologischen Lehre festgestellt. So wenig man aus einem solchen «Noch-nicht» ein Ideal machen darf, so kann man es doch auch positiv lesen. Denn es ist nun einmal auch im Glaubensleben der Kirche so, dass grössere Klarheit und Präzision nicht selten durch ein Zurücktreten von Einsichten und Wahrheitsmomenten, die «auch» wahr sind, erkaufte werden. Wenn man unter diesem Gesichtspunkt die einschränkenden dogmengeschichtlichen Bemerkungen bei Altaner liest, verwandeln sie sich in Fragen und Aufgaben an die heutige Theologie, für die die Unvollendetheit, die mit der grösseren, aber noch unorganisierten Fülle der Väter gegeben ist, eine Hilfe sein kann. Das «Noch-nicht» z. B. der privaten sakramentalen Busse wird zu einer Frage nach dem ekklesiologischen Aspekt auch im heutigen Buss-Sakrament (auf den «Mystici corporis» Pius XII. wieder aufmerksam gemacht hat). Das «Noch-nicht» der Erkenntnis der «reinen» Geistigkeit der Engel bei vielen Vätern verwandelt sich zur Frage nach dem wesentlichen kosmologischen Bezug der Engel auf die Welt. Der «Subordinationismus» mancher frühen Väter in der Trinitätstheologie stellt die Frage, ob wir nicht zu wenig sagen (in einer fast nominalistischen Appropriationslehre) über das «ökonomische» Verhältnis der Trinität zur Welt. Die Unvollendetheit der patristischen Eschatologie (im Vergleich zur Lehre Benedikts XII.) zwingt uns, darüber neu nachzudenken, ob uns nicht die Auferstehung des Fleisches zu sehr zu einem «unwesentlichen» Nachtrag der «geistigen» Seligkeit geworden ist. Die patristischen «Theorien» über die Erlösung (durch «Überlistung» des Teufels, etc.) können uns darüber nachdenklich machen, ob eine formaljuristische Satisfaktionstheorie wirklich alles über das Wesen der Erlösung besagt, was Schrift und Überlieferung darüber beinhalten. Solche und ähnliche Beispiele drängen sich noch viele auf bei einem besinnlichen Lesen schon der knappen dogmengeschichtlichen Notizen bei Altaner. Wenn man das Buch richtig liest, ist es mehr als bloss ein Bericht über eine grosse Vergangenheit des Glaubens und der Theologie.

B. Altaner hat sich nun von seiner Würzburger Professur freiwillig entpflichten lassen. Hoffen wir, dass ihm noch viele Jahre einer gesegneten Musse beschieden seien, die es ihm ermöglichen, weiterzuarbeiten an dem Buch, das mit Recht schon ein Begriff geworden ist: am «Altaner».

Prof. Karl Rahner

Frühjahrs-Neuerscheinungen 1951**KÄMPFER UND GESTALTER****Hans Eibl: Augustinus**

Vom Götterreich zum Gottesstaat
270 Seiten, illustriert. Leinen etwa Fr. 11.60
Eibl stellt hier den ganzen Strom der Geistes- und Reichsgeschichte eines Jahrtausends durch das Werk der schöpferischen Mittelgestalt Augustinus einsichtig und übersichtlich dar.

Eugen Egger: Hugo Ball

Ein Weg aus dem Chaos
200 Seiten, illustriert. Leinen Fr. 9.60
Hugo Ball war ein Hauptvertreter und Initiant der neueren expressionistischen Kunstrichtungen und des Anarchismus. Seine innere Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe liessen ihn weitersuchen. Er fand den Weg zu den Urgründen des christlichen Glaubens.

KLEINE RELIGIÖSE REIHE**Nora von Wydenbruck: Die Weisheit der grossen Theresia**

(Theresia von Avila) Biographie und ausgewählte Prosa
128 Seiten. Leinen Fr. 6.60

Dieses Büchlein enthält eine kurze Biographie und die aus Theresias Schriften — vor allem der «Seelenburg» — dargestellte mystische Gebetslehre der Heiligen.

Bruder Lorenz: Im Angesicht Gottes

100 Seiten. Leinen Fr. 5.70
Aufzeichnungen und Briefe über das Leben in der Gegenwart Gottes. Aus dem Französischen übertragen und mit einer kurzen biographischen Einleitung versehen von Felix Braun.

*In allen Buchhandlungen***WALTER VERLAG OLTEN**

LEONARD VON MATT

ROM

Ein Standardwerk in zwei Bänden
mit über 600 Bildseiten, 16 Farbtafeln und 300 S. Text

BAND I**Die Kunst in Rom**

Text von Dr. von Balthasar
299 Bildtafeln, 8 Farbtafeln, 166 Seiten Text

BAND II**Papsttum und Vatikan — Das Heilige Jahr**

Text von Msgr. Dr. Paul Krieg und P. Beat Ambord
388 Bildtafeln, 8 Farbtafeln, 170 Seiten Text

Die beiden Bände werden das Andenken an die unermessliche Pracht und Schönheit der Ewigen Stadt wie die grandiosen Feiern und die so deutlich die Katholizität der römischen Kirche bezeugenden Zeremonien und Anlässe dieses Heiligen Jahres für immer bewahren.

«Der Fürstenländer»

Durch alle Buchhandlungen. Illustr. Gratisprospekt
Preis pro Band Fr. 66.—

NZN BUCHVERLAG ZÜRICH 8**NEUE BÜCHER****RICHARD GUTZWILLER
HERR DER HERRSCHER**

254 Seiten. Leinen Fr. 13.80

Der bekannte Zürcher Theologe legt den Text der Geheimen Offenbarung in einem neuen, überraschenden Sinn aus und gibt damit auch den tieferen Sinn des Fortschritts und der Geschichte.

*Vom gleichen Verfasser***JESUS DER MESSIAS**

Christus im Matthäusevangelium. 384 S. Fr. 16.80

«Es ist eine sehr klare, nüchterne Darlegung. Zutiefst aber eine sehr solide Bibeltheologie. Treffliche, in Kürze vielbietende Anmerkungen. Diese Bücher sollten viel mehr den Priestern, Seminaristen und Laien bekannt sein.» Gloria Dei, Salzburg.

*HANS KÜHNER***VINZENZ VON PAUL**

272 Seiten. Leinen Fr. 14.90

(Menschen der Kirche. Bd. 10)

«Monsieur Vincent» ist eine der grossen Gestalten der menschlichen Geschichte und der Kirche. Der vorliegende Band enthält neben einer ausführlichen Biographie zahlreiche im Deutschen bisher unveröffentlichte Briefe, Vorträge und Gespräche.

*Durch Ihre Buchhandlung***BENZIGER VERLAG EINSIEDELN***Schweizerische
Spar- & Kreditbank***St. Gallen Zürich Basel Genf****Appenzell . Au . Brig . Fribourg . Marfigny
Olten . Rorschach . Schwyz . Sierre****Kassa-Obligationen****Spareinlagen (gesetzlich privilegiert)****Alle Bankgeschäfte diskret und zuverlässig****BURCH — KORRODI**

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins
Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseraten-Annahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 9.80; halbjährl. Fr. 5.20. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 140.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Jährl. DM 10.50; halbjährl. DM 5.50. Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharrenstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährlich Kr. 18.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth Ht/Rh., c/c. No. 86047 Strasbourg.